

Nahaufnahmen bei Fernsicht. In Engelbert Obernosterers Schule des Sehens.

Doris Moser

meinem Lehrer Engelbert Obernosterer zum 70. Geburtstag

Es mag die vierte Stunde gewesen sein, ein Samstag vermutlich, Beginn der Zeichenstunde, von der mir nur eine einzige aus vier Jahren Hauptschule in Hermagor in Erinnerung geblieben ist.

Die Tür geht auf, statt der Fachlehrerin betritt der Obernosterer das Klassenzimmer. Geht zum Katheder, stellt sein Zeug ab, wendet sich den 31 mehr oder minder unbehauenen Rohgailtalern der 2a zu. Das Haupt ein wenig nach hinten geneigt, die Augen leicht zusammengekniffen, die Daumen in den Gesäßtaschen seiner Jeans versenkt: „grüß euch“. Der lange, dünne Lehrer, dem die schwarzen Haare so gar nicht lehrermäßig glatt am Kopf liegen wollten, würde also die Zeichenlehrerin vertreten. „Schau ma amal, was ihr so gmacht habts“, könnte er gesagt haben. Vor uns lagen Klumpen aus Pappmaché, wäre alles nach Plan verlaufen, hätten daraus Christus-Figuren werden sollen. Herausgekommen sind verwachsene Gestalten, Gnome und Riesen in Kugel- oder Wurstform mit Dornenkrone. „So, jetzt zeigst mir amal, welcher euch am besten gefällt!“ Wir Kinder schlurften herum, schadenfroh oder mitleidig die Patzereien der anderen beäugend. Ich weiß nicht mehr, wie unser Sieger-Christus ausgesehen haben mag oder wer ihn zu verantworten hatte, kein Bild davon ist geblieben.

Auch der Obernosterer ging von Bank zu Bank, betrachtete die Werke der vor Verlegenheit grinsenden Kinder. Irgendwo traf er auf einen ausgemergelten Körperklumpen mit Armwüsten, beinlos, gesichtslos. Wo am geschnitzten Kirchenkreuz-Christus die Rippen zu zählen waren, hatte dieser da nur ein Loch. „Da schau her!“ könnte der Obernosterer gesagt haben, denke ich mir heute, oder auch „Schau, schau!“. Das Brett mit der unbeholfenen Figur hat er in die Hand genommen und der Klasse gezeigt: „Mir g’fällt der am besten - !“

Mit Obernosterers Christus-Wahl waren wir nicht einverstanden, dazu hatten wir zuviel Gottesfurcht und zu wenig Weitblick. Dem Klumpen in der Hand des Lehrers fehlte jede Christushaftigkeit, das war – wenn überhaupt – ein Biafra- oder Hayderabbad-Körper, eine Fehlkonstruktion durch und durch – und eine Provokation, die so groß gewesen sein muss, dass sich die Schülerfassungslosigkeit doch tatsächlich zu artikulieren begann. „Aber der schaugg jo nix gleich“ tönte es erboßt und im Weißbriacher Idiom aus der letzten Bank. 31 Augenpaare starrten auf den Lehrer: *Was würde jetzt kommen?* Der Anflug eines Lächelns

mag zu sehen gewesen sein, und ein Lehrermund, der sich öffnete um zu sprechen und ... – an dieser Stelle müssten meine Spracherinnerungen einsetzen, was sie nicht tun, stattdessen sind Bilder geblieben: von Kindern, die noch am Heimweg über die Ansichten des Lehrers debattierten, und von der Christusfigur am großen Kreuz in der Pfarrkirche Waidegg, der ich nach dieser Zeichenstunde das Leiden nicht mehr recht glauben wollte, weil dieses Christusabbild in so wohl restauriertem Glanz litt und ihm das Ungehörige fehlte, das Loch im Bauch.

Bilder sind Vermittlungen zwischen der Welt und dem Menschen. Der Mensch ‚ek-sistiert‘, das heißt, die Welt ist ihm unmittelbar nicht zugänglich, so daß Bilder sie ihm vorstellbar machen sollen. Doch sobald sie dies tun, stellen sie sich zwischen die Welt und den Menschen. Sie sollen Landkarten sein und werden zu Wandschirmen: Statt die Welt vorzustellen, verstellen sie sie, bis der Mensch schließlich in Funktion der von ihm geschaffenen Bilder zu leben beginnt. (Flusser, S. 9)

Der Philosoph Vilém Flusser, aus dessen *Philosophie der Fotografie* dieses Zitat stammt, hat über die Bedeutsamkeit der Bilder und der Texte bei der Schaffung dessen, was die Deutung und Bedeutung unseres Daseins ausmacht, nachgedacht. Der Mensch, der sich Bilder geschaffen hat, um sich vorstellen zu können, was die Welt ist – und hier bedeutet der Begriff *Welt* alles, was vorstellbar ist – dieser Mensch verstellt sich durch die Bilder die Sicht auf anderes als eben diese Bilder. Flusser nennt diesen Zustand eine magische Daseinsform, die ewige Wiederkehr des Gleichen.

Die Bedeutung der Bilder liegt auf der Oberfläche. Man kann sie auf einen einzigen Blick erfassen – aber dann bleibt sie oberflächlich. Will man die Bedeutung vertiefen, das heißt: die abstrahierten Dimensionen rekonstruieren, muß man dem Blick gestatten, tastend über die Oberfläche zu schweifen. [...]

In der Zeichenstunde hat Obernosterer diesen tastenden Blick vorgeführt. Das hat uns Kinder verunsichert, irritiert, weil da einer nicht die von Christus-Gewissheiten, von Seh-Ritualen und Schönheits-Traditionen geprägten und nicht zu hinterfragenden magischen Vorstellungen bestärkt hat. Stattdessen hat er diese Christus-Sache vom Selbstverständlichen herausgeholt und ins Selbst-Verstehen eingelassen. Vorbei war der Zauber und mit ihm die Verlässlichkeit des ersten Blicks. Das Leben wurde mühsamer, weil der erste Blick nach einem zweiten verlangte, weil die sichtbaren Oberflächen kein verlässliches Bild mehr ergaben, sondern

bestenfalls Puzzleteile, die zu einem Bild erst zusammengefügt werden mussten. Das war – und ist – eine Herausforderung an die Organe der Wahrnehmung, zu denen ich auch den Denkkapparat zähle. Das ist aufregend, das regt auf.

Wer nicht auf den Zeichenlehrer Engelbert bauen kann, darf auf den Schriftsteller Obernosterer hoffen für eine *Ortsbestimmung* mit *Senkrechtem Kilometer*, für *Verlandungen Am Zaun der Welt*. Darf unter seiner Anleitung *Bodenproben* ziehen und sehen, wie die *Bewirtschaftung des Herrn R* zum *Ende der Steinhocker* führt, wie *Die Mäher und die Grausausreisser* in einer *Verstrickung in Grün* landen und sich im Misstrauen gegenüber den *Floristen* behaupten. Dass über allem der *Mythos Lesachtal* und das hintergründige Lachen *Paolo Santoninos* schweben, hat eine naturgegebene Ursache mit unabsehbaren Folgen: Obernosterer, den *Lesacher*, einen Archäologen und Volkserkundler, der in seinen bislang 12 Büchern mit Lupe und Röntgenblick die Tiefenstruktur dessen freigelegt hat, was seine Umgebung ausmacht, was sie umtreibt – und das landläufig als Heimat begriffen wird.

HEIMAT IST ein Zustand des Bewußtseins, der auf gewisse Landschaften samt der darin herrschenden Verhältnisse zurückgeht. Heimatdichtung besingt den Zustand, seine Beschränktheit vor allem. Sie ist ein Teil der inneren Landesverteidigung. (*Verlandungen*, 109)

Obernosterers Landschaften sind im Gail- und Lesachtal verortet, die dazugehörigen Verhältnisse herrschen in Dorf und Kleinstadt, und die Beschränkungen der Denkgewohnheiten zeigen sich an Fertigteilhäusern, schematischen Jahres- und Lebensläufen, an rituellem Begrüßungsgehebe, an den Automatismen der Landschafts- und der Menschenpflege, an den landläufigen Idyllen. Kaum verwunderlich scheint es, dass Obernosterers Texte der so genannten Anti-Heimatliteratur zugerechnet werden.

Als 1975 sein erster Prosaband *Ortsbestimmung* erscheint, hat diese literarische Strömung mit Texten von Franz Innerhofer, Gernot Wolfgruber, Gert Jonke und Josef Winkler gerade zu fließen begonnen. Innerhofer und Winkler rechneten ab, klagten an, zerstörten. Zu diesen zornigen jungen Männern zählte Obernosterer nicht. Die Kälte Wolfgrubers und die experimentelle Leichtigkeit Jonkes sind seine Sache nicht. Obernosterers Blick ist bei aller analytischen Schärfe synthetisch. Das zeigt sich etwa im Sprachwitz, einer Gewitztheit im ursprünglichen Sinn des Wortes, die den Blick auf die Absurditäten des rationalen und rationellen Alltags ermöglicht. Er beobachtet nicht vom Hochsitz literarischer Distanz aus, sondern von den Rändern des Literaturbetriebs, aus der Provinz der Provinz, wenn man so

will, und pflegt eine Art teilnehmender Beobachtung, die den Beobachter und seinen Beobachtungsgegenstand nicht trennt.

Ich, der dies festhält, verstehe mich als Flurwärter eines vieleckigen Zwischenraumes zwischen mehreren Stall- und Wohngebäuden einerseits und einem aufgelassenen Gemeindehaus, aus dessen Fenstern der Blick auf allerlei Merkwürdigkeiten hinausgleitet, andererseits. Die Unruhe und Fleckigkeit, mit der ich mich also zu befassen habe, kann ich mir nicht selber aussuchen; es sind vielmehr die Fenster meines Arbeitszimmers, die alles aufkommende Interesse lenken, wie auch die Straßen und Wegverläufe der Umgebung mitbestimmen, um welche Inhalte es im folgenden gehen wird.
(*Verlandungen*, 6)

Der Mensch verwaltet und bewirtschaftet die Häuser, Verhältnisse, Zustände und Dinge nicht, es ist umgekehrt: das vom Menschen Geschaffene verwaltet und bewirtschaftet sein Dasein, Sprache inklusive. Da hält es Obernosterer ganz mit Flusser. Deshalb wird man in seinen Texten auch vergeblich nach psychologischen Charakterstudien suchen, nach Gefühlszustandsschilderungen, nach dramaturgischer Handlungsführung und dergleichen erzählerischen Eingriffen und Erfindungen.

Ich versuche die menschlichen Zutaten ein bisschen wegzunehmen – alles, was der Mensch so darüber geschüttet hat. Die Aufgabe besteht im Wegräumen und damit – Bloßlegen. Ich halte mich ans Beobachtbare und nicht an Wertungen.¹

Der Gemeindeälteste beim Altentag tritt als „schlottriger Anzug voll von Unberechenbarkeiten auf“ (*Verlandungen*, 70f), ein stadtbekannter Wirtschaftstreibender als „eine Herrenform im Kammgarn“ (*Verlandungen*, 114f), ein Turnlehrer als „Bewegungsbeamter“ (*Mäher*, 80) und ein Mann namens Adam erscheint als „geometrischer Ort von Besitzzugehörigkeiten“ (*Verlandungen*, 24). Indem er die Person hinter die Einzelteile ihres wahrnehmbaren Äußeren zurücktreten lässt, zeigt Obernosterer erst die Bedeutung, die diese Einzelteile für die Wahrnehmung des gesellschaftlichen Ganzen haben. Obernosterer geht es ums Ganze. Schlottrige Hosen und Verantwortungshosen werden zu Zeichen für Machtverhältnisse, eine Preisverleihungshose des Dichters wird – beim Ausbleiben weiterer Preise – zum Mahnmal für die eigene Erfolglosigkeit. „Ich sehe mit naturwissenschaftlicher Sachlichkeit darauf, wie mich die Kräfte beeinflussen“, sagt Obernosterer.

¹ „Der Beobachter. Schreibend bloßlegen.“ Interview mit Engelbert Obernosterer. KTZ, 18.1.1991.

Nicht selten wurde dieses Verfahren des entpersonalisierten Schreibens als Provokation empfunden, vor allem von denjenigen, die die von Obernosterer freigelegten Formen als inkompatibel mit den Vorstellungen empfanden, in denen sie es sich gemütlich gemacht hatten. Dazu gehörten Einheimische ebenso wie den Landidyllen ergebene Städter.

In einem Leserbrief, der unter dem, wie ich vermute, Pseudonym Cäcilia Zanglbeiß im *Kärntner Echo* veröffentlicht wurde, ist angesichts eines in nüchterner Funktionalität beschriebenen bäuerlichen Sexualakts im Band *Ortsbestimmung* von „schlichter und einfacher Geschmacklosigkeit“² die Rede, in einer Besprechung in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gesteht Kritiker Jochen Schmidt zwar ein, der Text sei geprägt von „kunstvoll verknappter Hauptsatzschreibe“, aber den Landleuten werde „jegliches echte Gefühl“ abgesprochen: „Der ganze schwierige Text ist gleichsam von oben herab geschrieben“.³

Obernosterer hat Position bezogen, das ist riskant. Aber gute Texte sind immer riskant. Und bei leichtfertiger Lektüre kann Positionierung schon einmal als Wertung missverstanden werden. Aber wenn einer auf einem Bergbauernhof in der Frohn aufwächst, auf 1300 Metern Seehöhe, dann schaut er – wenn er bei guter Fernsicht ist – naturgemäß herab auf Maria Luggau, St. Lorenzen, auch auf Hermagor. Ist ja schließlich ein Obernosterer, hat seine Wurzeln also oberhalb der Nostra. Auch der zweite Teil des Kompositums Obernosterer, der Nosterer, hat seine Wurzeln, im slawischen nämlich: *ostrana bedeutet so viel wie „scharf, spitz, rauh“⁴. Wenn der Obernosterer in den *Steinhockern* also von sich behauptet, daß er herumnostert, dann behaupte ich, er tut dies mit scharfem Blick, spitzer Feder und rauhen, also dem Leichtgängigen und Leichtgläubigen versperrten, Texten.

Texte bedeuten nicht die Welt, sie bedeuten die Bilder, die sie zerreißen. Texte entziffern heißt folglich, die von ihnen bedeuteten Bilder zu entdecken. Die Absicht der Texte ist, Bilder zu erklären, die der Begriffe, Vorstellungen begreifbar zu machen. (*Flusser S. 11*)

Vorstellungen sichtbar und dadurch begreifbar zu machen ist eine Aufgabe, der sich ein Schriftsteller schreibend nähert. „Etwas zur Sprache bringen“, schreibt Engelbert

² Cäcilia Zanglbeiß: Kurz aufgeblendet. *Kärntner Echo*, 1975. (genaues Datum unbekannt)

³ Jochen Schmidt: Handke und die Folgen. Prosa von Engelbert Obernosterer und Günter Brödl. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.5.1976.

⁴ vgl. Stichwort: „Nostra“ in: Bergmann, Hubert, Pohl Heinz Dieter: Die Namen der Karnischen Alpen. *Kärntner Anteil* (von Steinkarspitz bis Plöckenpass), Gemeinden Lesachtal und Kötschach-Mauthen. Beihefte zur *Österreichischen Namenforschung*. Wien: Edition. Praesens 2002.

Obernosterer, „heißt, es durch sie zu ersetzen.“ (*Mäher*, 80) Und da kommen wieder Bilder ins Spiel.

Mit der Schrift werden nicht nur Bilder ersetzt, sondern auch Bilder erzeugt. Es gibt Bilder, und das ist wohl der Großteil, die das Wahrgenommene reduzieren, damit es leichter hineinpasst in die gängigen Schablonen, in die Bilanzen aus Leistungs- und Erholungsrechnung. Aber es gibt auch die anderen Bilder, die das Wahrgenommene verkomplizieren, es komplex machen, indem mehrere Ansichten desselben Gegenstandes übereinander gelegt werden, weil dem Gegenstand – aus nur einer Perspektive gezeigt – sonst das Wesen, das Unwesen abhanden käme. In der Malerei hat Picasso dieses Verfahren vorgeführt, indem er Profil- und Frontalansichten in ein Bild gesetzt hat. Picasso hatte die zwei Dimensionen der Leinwand zur Verfügung, in der Literatur war die Sache immer schon schwieriger:

Während ich hier tippend, überlegend und Textblöcke versetzend, Ordnung in meine Erinnerungsreste zu bringen versuche, stehe ich mir selber mit Vorbehalten und Zweifeln gegenüber, will heißen: Die Arbeit blickt auf die ursprüngliche Unordnung der Erinnerung zurück; zugleich ist sie in den Vorgang des Suchens nach dem treffenden Ausdruck eingespannt. Im Zwang zur Linearität, der unter anderem aus der Mechanik der Schreibmaschine resultiert, entsteht der Eindruck, dass die Wirrnisse verflossener Tage und Jahre im Grunde linear strukturiert gewesen seien. Auch wenn die Linearität die ursprüngliche Struktur des Geschehens verfälscht, halte ich mich vorletzten Endes an sie, weil sie allein das Festhalten ermöglicht.
(*Floristen*, 33)

Obernosterer vertraut der Linearität, der das Eindimensionale inne wohnt, längst nicht. Er fügt zwar schreibend ein Wort hinter das andere, aber er setzt den Sätzen die semantische Kraft der Begriffe, die in den Wörtern stecken, entgegen. Begriffe sind vieldeutig, betrachtet man sie von mehreren Seiten, bleibt von der Eindeutigkeit, mit der sie im Alltag herumgeistern, nicht viel. Aber Satz um Satz, Begriff um Begriff entsteht aus den Linien eine Fläche, aus den Flächen ein Raum. So gesehen haben Bauen und Schreiben viel gemeinsam. Obernosterer spricht von seinen Texten auch als „Architextur“ (*Floristen*, 7). Die Wortgehäuse baut er aus sich heraus, die verzweckte, „wohlfahrtsstaatliche“ Sprache (*Mythos*, 19) meidend:

Da ich, wie andere Wesen auch, einen Ich-Erweiterungsdrang habe und nicht Gefangener dieser Nomenklatur der Ämter sein will, muß ich auf Befreiung sinnen und die geht in dem Fall so vor sich, dass ich diese Sprache mir vom Leibe halte. Der zweite Schritt wäre dann, eine genaue und freiere Sprache zu suchen. Ich weiß natürlich nicht,

welcher ich mich anvertrauen soll. Deswegen gebe ich an Wörtern nur so viel aufs Papier, als notwendig sind, um einen Gedanken zu markieren. Jede Art von Auffettung und neues Bekenntnis zu einem ‚touch‘ meide ich möglichst. Ich will also nicht aus der Torheit in eine andere übersiedeln. Deswegen möglichst Askese.⁵

In unserer geschwätzigsten Welt ist Sprachaskese selten geworden. Die Berge an Worthülsen, Sprachsondermüll und Textprospekten sind hoch, und der Vorgang des Abtragens beansprucht Zeit, zumal wenn die amtliche Existenz des Lehrers dem Schriftsteller kontinuierliches Arbeiten erschwert. Aber einem *Lesacher* ist keine Heuwiese zu steil, kein Berg zu hoch. Und die Askese, der sparsame Umgang mit den Ressourcen, ist für Obernosterer, der als siebentes Kind in der Frohn aufgewachsen ist, das Resultat einer „von Kind auf eingefleischten Ökonomie“ (*Mäher*, 60).

Der Begriff der Sprachökonomie soll nicht darüber hinweg täuschen, dass die Texte ein dichtes Gewebe sind. Da werden nämlich diejenigen Elemente ins Bild geholt, die vorhanden aber nicht zu sehen sind, weil sie in der öffentlichen Beschreibung keinen Zweck erfüllen. Werden sie frei gelegt, wie in den Texten Obernosterers, dann wird die Sache eben komplex, auch für den Schriftsteller:

Gut, so will ich eben, was herandrängt, sprachpolizeilich abführen und ohne Angabe von Gründen in Sprachhaft nehmen. Meine Amtroutine als Sprachlehrer reicht noch allemal dazu aus, diese Unter-, Neben-, Vor- und Zwischennosterer zugunsten des einzig wahren Nosterers, des Obernosterers, zum Schweigen zu bringen. Die laufenden Vorgänge werden vielleicht noch interessanter, wenn man einen Schuß Schlehenfeuer dazwischen schüttet, sodaß – aaah! – alles Nostererartige nur so zerbröseln und die in der Luft stehenden Finger noch weniger als früher jene Stellen auf der Tastatur finden, auf welche es hinzuschlagen gälte, um überhaupt etwas zu treffen. (*Verhandlungen*, 93)

Obernosterer trifft, und er trifft genau. Das blieb auch dem leidlich aufmerksamen Literaturbetrieb nicht verborgen. Der „wohl hartnäckigste Schriftsteller dieses Landes“⁶, „ein Autor, der distanziert und kompromisslos zu sich und seiner Welt Stellung bezieht“⁷, ein „sympathischer Querkopf, [der] an der Widerstandsarbeit [ist]“⁸, „[...] ein faszinierender Autor [...], der wie ein erratischer Block in der österreichischen Literaturlandschaft steht“⁹.

⁵ Engelbert Obernosterer in: Humbert Fink: Zur Bewirtschaftung des „Herrn R“. Radiotranskript, undatiert, [vermutlich 1990].

⁶ Humbert Fink: Zur Bewirtschaftung des „Herrn R“. Radiotranskript, undatiert, [vermutlich 1990].

⁷ Mannheimer Morgen, 30.4.1977.

⁸ Volksstimme, 8.1.1989.

⁹ Bodo Hell: Rezension „Die Bewirtschaftung des Herrn R“. Ohne Quellenangabe, undatiert, [vermutlich 1990].

Zwei Mal wurde Obernosterer zum Bachmann-Preis eingeladen. 1978 hat da der schweizer Schriftsteller und Juror Adolf Muschg seiner Lesung sehr genau zugehört, viel genauer als die gestrengen Literaturrichter vier Jahre später. Er konstatiert: „Plötzlich steht der eine Satz da, um den der Aufwand es wert war. Er hat mich in seinen besten Stellen an Walser erinnert.“¹⁰

Einen Preis hat Muschgs Lob ihm letztlich nicht eingebracht, die Preise kamen später: mehrere Staatsstipendien, Literatur und Arbeit-Preis, Theodor-Körner-Förderungspreis, Würdigungspreis des Landes Kärnten – die Liste ließe sich fortsetzen.

Womit wir also zu guter letzt beim Thema Erfolg angelangt wären – einer insgesamt relativen und fragwürdigen Kategorie.

Warum findet sich unter dem Suchbegriff „Obernosterer“ im *Kritischen Lexikon der Gegenwartsliteratur* kein Eintrag? Weil seine Bücher zu wenig Verbreitung finden? Weil Obernosterer ein Lesachtaler ist und im Gailtal lebt, fernab der Literaturbetriebsamkeit? Weil seine Texte mit Landbewohnern bevölkert sind, die so gar nicht in die mehrheitsfähige, globale Welt der Multitasker und Macher passen wollen? Weil Leserinnen und Leser ein befremdliches Gefühl befallen mag, wenn sie sich ein Obernosterer-Buch grade mal so auf einem Flug von Wien nach Frankfurt reinziehen? Weil Obernosterer zur Aufmerksamkeit zwingt, will man seine Texte verstehen, in denen die Begrenzungen der Dörfer nichts geringeres zeigen als die Begrenztheit der Welt? Weil sich die Schleuse zwischen Autor und Leser, der Literaturbetrieb, nicht weit genug geöffnet hat?

Aber was kann man von einem Literaturbetrieb erwarten, der Engelbert Obernosterer gut 30 Jahre lang vor allem jenseits der Kärntner Grenzen als „Geheimtipp unter Kennern“¹¹ handelt, ihn vom „Innerhofer des Jahres 1975“¹², über den „Kärntner Lokalmatador“¹³ zum „Alten Hasen“¹⁴ etikettiert, dessen Bücher – ich zitiere aus einer Rezension in „Die Presse“ (2002) – „viel zu wenig bekannt“¹⁵ sind, den es als Autor erst zu entdecken gelte? Was will man von einem Literaturbetrieb erwarten, dessen Aufmerksamkeit für Literatur sich proportional zum Werbebudget der Literaturverlage verhält? In dem die Großen und Zentrumsnahen den Blick auf die Kleinen und Randständigen verstellen? Was will man von einem Literaturbetrieb

¹⁰ KTZ oder VZ, Juni 1978 – nachrecherchieren!

¹¹ 1975, vermutlich KTZ

¹² Kleine Zeitung, 20.9.1975

¹³ 1975, vermutlich KTZ

¹⁴ KTZ, 20.10.91

¹⁵ Alexander Widner: Knapp vorm Vergessen abgelegtes Schweigen. Viel zuwenig bekannt: Engelbert Obernosterer. Die Presse (Spektrum), 12.1.2002.

erwarten, in dem für Autorinnen und Autoren Networking ebenso wichtig zu sein scheint wie schreiben?

Obernosterer, der vom Berg ins Tal ausgewandert ist und seine jungen und alten Bergler, die großen und kleinen Talbewohner immer dabei hat, mag geografisch und literaturmachtpolitisch gesehen fern der Zentren agieren, aber schriftstellerisch ist er den zentralen, weil existentiellen, Fragen des Daseins näher als so mancher seiner berühmteren Kollegen. Eines ist er aber mit Sicherheit nicht: ein modischer Autor. Moden hat er sich konsequent verweigert. Er darf heute als der einzige aus der Riege österreichischer Schriftsteller der Kritischen Heimatliteratur gelten, der diesen literarischen Ansatz konsequent weiter entwickelt hat. Josef Winkler hat seine Beobachtungen auf Rom und Indien ausgedehnt, Gernot Wolfgruber hat seit mehr als 20 Jahren kein Buch mehr veröffentlicht und Franz Innerhofer arbeitete – solange er lebte – als Buchhändler. Währenddessen beobachtet Obernosterer die Dörfler und Kleinstädter, heute freilich mit anderen Mitteln als in den 1970ern. Prosaerzählung und Roman sind Miniaturen und aphoristischen Kurzformen gewichen, aus sprachexperimenteller Verknappung ist sprachskeptische Ironisierung geworden.

Wir Germanisten sind unter Schriftstellern nicht sonderlich beliebt, was unter anderem an Berufskrankheit des Kategorisierens und Etikettierens liegen mag. Also versuche ich diesem Ruf gerecht zu werden: Obernosterers Texte ordne ich nicht in der Kritischen Heimatliteratur zu. *Heimat* ist ihm kein von Grausamkeit und Grauen umgebener Begriff, zugleich hat er keinen Begriff vom *Heimatland Kärnten*, es existiert schlicht und einfach nicht – es sei denn als Baum (und hier spreche ich nicht von Obernosterers gleichnamigem Verleger), es sei denn als Baum, Stein und Vogel. Obernosterer ist weder Heimatdichter noch Anti-Heimatdichter. Er ist Heimatverdichter, einer der mit der erforderlichen Fernsicht Nahaufnahmen herstellt, dessen sprachliche Bilder die weltliche Weite in ihrer provinziellen Ausformung zeigen – nicht mehr, nicht weniger, ganz schön viel.

Ich bin dankbar, dass Engelbert Obernosterer statt Maurer oder Pfarrer, Schriftsteller und Lehrer geworden ist, dass der Lehrer mir damals das Schauen beigebracht hat, und dass der Schriftsteller mich heute daran erinnert, das sich Zustände in der Sprache zeigen und sich ihr zugleich entziehen.